

Nr. 192. Bromberg, den 23. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Grelles, langanhaltendes Gepfeife kündete die von Levico kommenden Transportzüge an. Sie fuhren ordnungsgemäß ein und standen dann auf vier nebeneinander laufenden Gleisen. Der Stationsleiter, ein blasser, schwer übermüdeter jüngerer Mann, kam an den Krankenzug.

Herr Stabsarzt, der Malteserzug bekommt in zehn Minuten Abfahrt. — Eine Bitte: Meine Frau und meine zwei Kinder — ich bleibe bis zum letzten — aber diese drei . . .'

Der Mann schwieg. Er atmete erschöpft und lehnte sich, den Kopf niederbeugend, an den Ärztewagen.

Der Doktor nahm die Hand des Mannes, der, verstört, an die Rettung seiner Lieben dachte, die eigene aber um der Kameraden willen in den Hintergrund stellte.

„Rasch!" sagte der Arzt, „bringen Sie Ihre Familie! In den Wagen der Schwestern! — Aber sehen Sie, daß wir sobald wie möglich aus dieser Mausefalle herauskommen!"

Der Stationsleiter preßte die Hand des Doktors leidenschaftlich und rannte fort. Nach einigen Minuten stieg ein blasses junges Weib mit zwei kleinen Kindern in den Wagen des Pflegepersonals. Der Arzt musterte unruhig den Zug, ging zur Maschine, die, abfahrtbereit, dampfte, zischte, stöhnte.

Alles in Ordnung!

Ein scharfer Ruck ging durch die Wagenreihe. Langsam schob sich der Zug vom Seitengleise gegen die Ausfahrt der Station.

Die vier Transporter waren von der wartenden Menge gestürmt und erobert worden. Aber — von der Serpentine rollte, laufend und brüllend, eine geschlossene Masse rasender Männer der Station entgegen.

„Die Züge — die Züge!" Es gab kein Halten mehr. Dort oben rannte man um Freiheit und Leben dem Schienengewirr entgegen.

Mit stets zunehmender Schnelligkeit lief der Malteserzug aus Primolano heraus. Vorn und hinten, auf den Dächern des ersten und des letzten Wagens, der Rothschädel und der Fiederer.

Zwei Maschinengewehre wachten über das Weiterkommen des Zuges.

*

Der Malteserzug, behütet von sieben Männern und einem Hund — er wand sich, oft unbegreiflicherweise, durch alle Fährnisse und Hindernisse hindurch.

Als letzter Zug traf er in Trient ein. Der Gegner war schon mit kleinen Abteilungen in der Stadt. Eine von diesen paradierte am Bahnhof. Der Zug bekam den Befehl zu bleiben.

Zwei Gurte, über Bahnhof und „Sieger" abgefeuert, genügten, um freie Weiterfahrt zu erlangen.

In Bozen die Hölle los! — Durch!

Innsbruck verstopft, Kopflosigkeit und Aufruhr dominierten.

Weiter!

Weiter endlich über das Salzachtal — Radstadt bis Steinach-Irdning.

Was die Sieben in diesen kurzen Tagen und Nächten leisteten, erzählt keine Kriegsgeschichte. Sie waren treu und hüteten das freiwillig übernommene anvertraute Gut.

Der Bahnhof Steinach-Irdning war auch blockiert. Züge mit rauchspeienden Maschinen auf allen Gleisen. Draußen vor der Einfahrt Züge, die durch ununterbrochenes gellendes Pfeifen ihre Bereitwilligkeit, einzufahren — durchzufahren, anzeigten.

Am Bahnhof selbst Truppen, Soldaten, Männer durcheinander.

Geschrei und Johlen, Geschimpfe und Gesang, gemischt zur Orgie. Schüsse knallen, in die Luft geschossen aus reiner animalischer Freude und aus Trunkenheit über das Ende der langen Qual und darüber, daß man sein Leben heimbringen konnte.

Schüsse knallen nach grimmem Wortwechsel — in die Brust oder den Bauch des Widersprechenden.

Schüsse auf abfahrende Züge, Schüsse auf einlaufende Transporte.

Dazwischen das Bahnpersonal, verzweifelt, erschöpft, immer wieder gegen Tollheit kämpfend.

Babylon schien wieder erstanden. Die Menschen brüllten sich an in allen Sprachen der Welt und verstanden sich nicht.

Tschechen, Polen, Ukrainer, Russen, Ungarn, Slowaken, Deutsche, Rumänen, Sachsen aus Siebenbürgen, Schwaben aus dem Banat, Türken, Kroaten, Slowenen, Serben, Bosniaken, Dalmatiner — alle waren da, wollten weiter — heim — begriffen nicht, konnten nicht begreifen, wollten nicht begreifen.

Und doch gelang es — mit zäher Geduld und unter ständiger Todesgefahr — dem Bahnpersonal, in der verstopften Station Luft zu schaffen. Einer nach dem andern der Züge lief aus, machte Platz für den nächsten. Bis endlich in der Reihe der Transporte der Krankenzug anrollte, bremste, stand.

Der Rottenmanner saß mit dem Kralizek am Bette des jungen Ungarn. Er hielt die Hand des Kadetten in der seinen und sprach:

„Weißt", sagte er, „jetzt kommst auf Wean in a Krankenhaus, und dann kannst z'Haus fahren zur Mutter. Mir, die was ja alle bereits von an Ort san, mir müssen jetzt außi aus den Zug. Der geht auf aner andern Linie weiter. Und uns tust net vergessen! Mir war'n ja doch a bissel guat zuanander, net wahr? Und mir möchten uns schon freuen, wannst amal a Wörtel von dir möcht'st hören lassen. Und g'sund mußt werden, und den Krieg, den mußt recht schnell vergessen! Bist ja noch so jung, Bub . . ."

Meszlényi betrachtete das bärtige, dunkle, ernste Gesicht des Sprechers. Er konnte sich des Abschiedsschmerzes nicht erwehren. Diese Männer! So grob, so ungeschlacht — und doch diese braven, treuen, goldenen Herzen! Er hatte der Zweiten MG-Abteilung viel zu danken. Viel mehr, als er jemals gutmachen konnte. Er drückte die Hand des Toni und des Wenzel.

„Nie werde ich euch vergessen!" sagte er. „Und ich schreibe bestimmt. Eure Anschrift habe ich. Sowie ich heimkomme, erhaltet ihr Nachricht. Grüßt mir die andern und den Wolf!"

Der Rottenmanner erhob sich.

„Komm, Wenzel, es hat kan Sinn net. Vom Dokta ham' ma schon Abschied g'nommen. Jetzt muß ma außi zu die Unsrigen. Mir müssen schauen, daß ma z'Haus kommen!"

Er nickte dem Kranken nochmals zu und schob sich dann, gefolgt vom Kralizek, aus dem Wagen.

Am Bahnhof war Luft geworden. Trubel war noch genügend, aber doch nicht mehr so ein höllischer Lärm. Toni ging, den Wenzel hinter sich, gegen das Stationsgebäude. Er sah, daß dort bewaffnete Posten standen. Junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Posten, das lange Infanteriegewehr auf der schmalen Schulter und mit einer roten Armbinde am Oberarm. Da waren auch noch andere Männer, ebenfalls bewaffnet, anscheinend Arbeiter, die aufgeregt hin und her rannten. Sie schrien, ordneten an, befahlen . . . Der Stationsleiter mußte sich anscheinend ihren Wünschen fügen.

Als die beiden an den Bahnsteig kamen, sprang einer der Jungen ihnen entgegen und fuchtelte drohend mit dem Schießgewehr.

„Es ist verboten, das Bahnhofsgebäude zu betreten — zurück!" schrie er. Vor lauter Aufregung überschlug ihm die Stimme.

„Na, na", brummte der Rottenmanner, „was is denn? I friß di ja net. Wer is denn eigentlich der Kommandant von dem Bahnhof?"

Der Junge wurde gesprächig.

„Der Kommandant? Der Genosse Schleicher, dort kommt er grad, der mit dem breiten G'sicht und dem schwarzen Schnurrbart . . ."

Der Rottenmanner wandte sich an den Bezeichneten. Er sah ein blasses Antlitz, unruhige Augen, einen Kopf mit einer Militärmütze mit roter Kokarde. Das Ganze auf einem untersetzten, kräftigen Körper. Um den Bauch den Pistolengürtel mit einem mächtigen Selbstlader.

Aha, dachte der Toni, g'wiß aner von die Arbeiter aus dera Fabrik. Aber — wo san denn dö Schandarmen?

Er grüßte. Der andere stellte sich in Positur und fragte barsch:

„Was wünschen Sie?"

„I bitt", sagte der Toni ganz ruhig, „mir san siebene von der Zweiten MG — Dreier-Schützen — mir san mit den Krankenzug kommen und möchten die Nacht da irgendwo schlafen. Morgen steig' ma aufi ins Gebirg auf Oberdorf — dort san ma z'Haus."

„Habt ihr Waffen?" fragte der andere.

„Natürli", sagte der Rottenmanner, „zwa MG, die Munition dazu, dann a paar Karabiner und etliche Handgranaten."

Dem Genossen Schleicher schien dies recht zu sein.

„Alles abführen!" sagte er kurz. „Alles sofort abführen! Der Arbeiterrat hat beschlossen, daß alle Waffen zu requirieren sind. Also — sofort alles abführen!"

Drohend fügte er noch hinzu:

„Sonst lasse ich euch die Waffen abnehmen!"

Der Rottenmanner sah sich den Mann genau an. Er erwiderte kein Wort, nickte nur mehrmals mit dem Kopfe und wandte sich dann, dem Wenzel einen Blick zuwerfend, den Wagen zu.

„Na — was sagst jetzt, Wenzel?" fragte er. „Mir scheint, dein Paradies hat schon ang'fangt. Dö neuchen Herren san schon da. Jetzt hab' ma nix mehr zum reden, mir von der Zweiten MG . . ."

Der Wenzel schluckte.

„Du, Toni, du wirst doch net um Gottes willen dö zwa G'wehrln hergeben? murmelte er.

Der Toni zuckte mit den Achseln.

„I wer erst die andern fragen, den Zinner, den Rothschädel und den Fiederer", meinte er etwas spöttisch.

Er steckte die beiden Finger in den Mund und pfiff scharf und gellend. Als erster war der Hund bei ihm — dann die andern. Zuletzt der Gairinger, der damit beschäftigt war, für den Heimweg einige ausgiebige „Freßpackeln" aus den Vorräten zusammenzustellen.

„Na, Wenzel, jetzt hast du das Wort", sagte der Rottenmanner, „kannst den Lacken sagen, was der auf der Station befohlen hat!"

Dann steckte er beide Hände in die Hosentaschen und sah ernst und erwartungsvoll auf die Männer.

*

Der Kralizek warf dem Toni einen hilfesuchenden Blick zu. Der aber stand starr und steif, den Blick über die Männer hinweg auf das Gebirge gerichtet, das sich, dunkel bewaldet und schneedurchsetzt, mit den Hängen an die Station heranschob.

Der Zinner wurde ungeduldig.

„Los — Wenzel!" schrie er.

Der räusperte sich und begann mit merkwürdig dünner Stimme:

„Alsdann — der auf der Station, der was der Kommandant da is, hat g'sagt, mir sollen alles abführen — dö Handgranaten — dö Karabiner — dö ganze Munition — und — und — dö G'wehrln a . . ."

Unruhe stand auf den Gesichtern der Männer. Ehe einer sich dazu äußern konnte, fuhr der Wenzel schnell fort:

„Und wann mir's net abführen, dann wird er's uns abnehmen lassen, hat er g'sagt!"

Er leierte den Satz herunter wie eine eingelernte Lektion. Sein Blick hing am Rottenmanner. Der rührte sich nicht.

Der erste, der sprach, war der Rothschädel, der sich umständlich mit dem geblümten Taschentuch die Nase putzte. Er sagte trotzig:

„Na — wenn der grad will, dann kann er's ja amal probieren!"

Der Fiederer sagte: „An Schmarrn!"

Der Zinner sagte nichts, aber er lachte.

Der Mathes sagte: „Der is g'wiß b'soffen!"

Der Gairinger sagte: „So a Trottel!"

Der Hund sagte nichts. Er sah auf seinen Herrn und wartete .

Der Wenzel Kralizek machte eine unschlüssige Gebärde mit der Schulter. Er wandte sich endlich zum Toni, der so dastand, als ob ihn die Sache gar nichts anginge, und meinte vorwurfsvoll:

„Hast denn gar nix zum reden — du?"

Der Rottenmanner nickte. Ja, er hatte wohl noch etwas zu sagen. Und das war folgendes:

„Leut", sagte er, „der Krieg is aus. — Mit die Maschinen hab'm ma g'nug Leut umbracht. I graus' mi vor die G'wehrln. Schau ma, daß ma s' loswerden. Was mach ma denn a mit dö Spritzen oben am Berg! Die Gäul san net da, und da kannst döß G'raffel no am Buckel sieben Stund aufischleppen . Weg damit!"

Die Stimme des Mannes wurde hart und klingend.

„I denk ma die Sach so, daß mir die G'wehrln und die Munition und die Handgranaten dem Kerl geben, weil der döß grad haben will und weil ma eh nix damit anfangen können. Und der Rothschädel und der Fiederer, die werden schon dafür sorgen, daß dö G'wehrln kane Menschenleben mehr ausblasen können. Aber — unsere Karabiner und die zwahundert Stuck Taschenmunition — die nehm' ma mit aufi. Wer weiß, zu was es gut is. — Einverstanden, Leut?"

Vierjährige Kriegsgefolgschaft hatte die Männer gestählt und ihnen eingebrannt, unbedingt auf das Wort des Führers zu hören. Sie brummten zustimmend durcheinander. Die Lage war nicht so einfach. — Gaben sie ihre Waffen hin, dann hatten sie das Gefühl, entkleidet und jedes Schutzes beraubt zu sein. Aber der Vorschlag des Rottenmanners wurde einstimmig angenommen.

„Komm, Fiederer", sagte der Rothschädel, „mir gengan zu die G'wehrln."

Einmal noch, das letztemal, sollten sie den getreuen, stets verläßlichen Gefährten, Freund und Schützer in die rauhen Hände nehmen. Nicht um ihn zu hegen und zu pflegen, nein, um ihn seiner Kraft zu berauben, aus der mit der Seele dieser Männer erfüllten Waffe ein Stück unbrauchbaren alten Eisens zu machen. Es ging schnell. Mit zornigem Schmerz hieben sie den Aufsatz aus den Backen, entfernten den Verschluß und keilten durch den Laderaum ein Stahlmantelgeschoß in den Lauf. Dann hüllten sie die geschändeten Freunde aus der Zeit der Not wieder in die Regendecken und verschnürten sie fest und haltbar. Mürrisch gesellten sie sich dann zu den übrigen.

„Fertig!" sagte der Rothschädel kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heideblume „Erika".

Die kleine Prophetin des Herbstes blüht —
Der Taufvater Linné —
Das Sinnbild der Bescheidenheit.

Wenn die Heide blüht, wenn Millionen Büschel der lieblichen Erika die weite Heidefläche bedecken, dann steht der Sommer in der höchsten Reife, und der Herbst ist vor der Tür. Aber die Erika, die Heideblume, sorgt dafür, daß der Sommer, wie man wohl sagen kann, in Schönheit stirbt, daß er noch zu guterletzt seine ganze Farbenpracht entfaltet.

Keine Blume tritt in solchen Maßen auf die die Heideblume. Nicht nur weite Strecken der Heide, auch Täler und Berghalden bedeckt sie mit ihren Millionen Blütenähren. In Deutschland ist es meist die sogenannte Sumpfheide, die in solchen Massen auftritt und bis zu einer Höhe von einem halben Meter aufschießt. Indes ist die Pflanzengattung der Erika ungemein verzweigt und man unterscheidet etwa vierhundertzwanzig Arten, in denen die meisten der Westküste des Kaplandes vorkommen, aber auch genug in Europa.

Nicht eine eigentliche Erika-Art, wenn sie auch erst dazu gezählt und so genannt wurde, ist das später richtiger und genauer als eine besondere Gattung erkannte gemeine Heidekraut Calluna vulgaris, auch Immerschönkraut, Besenheide oder Besenkraut genannt. Es wird meist für die eigentliche Erika, Erica Tetralix, gehalten oder doch, da es noch mehr verbreitet ist, mit ihr verwechselt. Dies gemeine Heidekraut ist sehr nützlich, seine Blüten geben den Bienen reiche Nahrung, seine Zweige liefern Besen, man benutzt es als Brennholz und wegen seines reichen Gehaltes an Gerbstoff zum Gerben. Auch forstwirtschaftlich ist es von großer Bedeutung: es wächst auf dem magersten Boden, bereitet ihn aber auf anspruchsvollere Pflanzen vor, und so benutzt man gern die mit Heidekraut bewachsenen Strecken zum Anbau anderer Anpflanzungen, wozu man das Heidekraut wegbrennt.

Der Name Erika, den der große Botaniker Linné nach dem Griechischen bildete, wurde auch ins Deutsche herübergenommen, und mit gutem Grund; denn der nach ihrem Standort gewählte Name Heidekraut, Sumpfheide oder auch kurzweg Heide paßt nicht mehr recht, da sich die schöne Pflanze längst über viel weitere Gebiete als nur die Heide erstreckt, wenn diese auch ihre eigentliche Heimat ist. Freilich bezeichnete ursprünglich das Wort Heide alles unbestellte Land, aber wir pflegen heute auch größere Forsten so zu nennen. Der griechische Name aber hat mit der Heide nichts zu tun. Ereike, wie der Name im Griechischen lautet, heißt: **„ich breche"**. Denn die griechische Sage schrieb der anspruchslosen Pflanze die Kraft zu, Felsen zu brechen. Diese sagenhafte Anschauung erwuchs aus der Beobachtung der Natur. Man sah das Kraut auf steinigem Boden, auf Felsen, auf denen nichts gedieh. Also mußte das Kraut durch die Felsen gebrochen sein.

Auch in der deutschen Sage spielt die Erika eine Rolle. — Nach dem Volksglauben hatte sie einst nur weiße Blüten, dann aber soll sie vom Blut der auf der Heide erschlagenen Helden, die dann in den großen Hünengräbern bestattet wurden, ihre roten Tupfen bekommen haben. Es ist streng verboten, die Hünengräber zu öffnen, etwa um nach Schätzen in ihnen zu graben. Wer es doch tut, hat nie Glück im Leben. Nach dem Volksglauben ist den Wölfen und Schlangen das Heidekraut zuwider. Wo es gefährliche Tiere gab, band man daher einst Erikabüschel an die Bäume, um dadurch jene Tiere abzuschrecken. Auch wurde das Erikakraut für die Elster symbolisch, weil sie das Nahen dieser Tiere ankündigte, und noch heute schmückt man in manchen Gegenden Bäume, in denen Elstern ihr Nest gebaut, mit Erikabüscheln. Ob der Volksglaube an den griechischen Namen anknüpft oder an die Bedeutung vom Blut der gefallenen Helden, er weist auch dem Heidekraut die Kraft zu, Eisen und andere Metalle und Schätze aus der Tiefe der Erde zu heben, und so spielt auch die Erika in manchen Schatzgräbersagen eine Rolle, wie bei dem nahe der Baumannshöhle im Harz verborgene Schatz, den man nur heben kann, wenn man drei Erikabüschel zur Nachtzeit pflückt, ohne die Wurzeln zu zerreißen, und die Pflanzen an die Pforte des den Schatz bergenden Verließes legt. Ob aber nun die Pforte außerordentlich schwer zu finden ist oder die Leute, die den Schatz heben wollten, stets eine oder die andere Wurzel zerreißen, der Schatz wurde bis jetzt nicht gehoben.

Schon den alten Griechen war bekannt, daß die Erika für die Honigbereitung der Bienen eine besondere Bedeutung hatte. Denn auch der Beiname ihres höchsten Gottes Zeus, „Hymmettikus", deutete auf die Erika, weil die Höhen des Hymettus mit duftendem Erikakraut besät waren, aus dem die Bienen den Honig für Zeus schöpften. Aber nicht nur den Bienen gibt die Erika Nahrung. In manchen Gegenden muß sich das Vieh mit ihrem Kraut begnügen, die Heide wird zur Weide, wo keine reicheren Triften sind, die Haidschnucken erhalten von diesem Futter ihr nach Wildpret schmeckendes Fleisch. In vielen Heiden nähren sich auch die Vögel von den kleinen würzigen Heidekrautkörnchen.

Besonders in Jägerkreisen herrscht der Wetteraberglaube, daß man nach dem Blühen der Erika die Dauer und Strenge des Winters abschätzen könne. Man geht von der Zweckmäßigkeit allen Naturlebens aus und nimmt an, daß vor einem besonders strengen und langen Winter die Natur recht viel Heidekraut wachsen und blühen lasse. Doch dieser Aberglaube ist begründet. Lange Erfahrung lehrt, daß besonders heißen und daher insektenreichen Sommern lange und strenge Winter folgen. Die Insekten sind aber für die Fortpflanzung der Erika sehr wichtig, denn das Heidekraut gehört zu den Pflanzen, die sich durch Bestäuben ihrer Narbe durch die Insekten fortpflanzen. Je insektenreicher ein Sommer ist, desto üppiger pflanzt sich das Heidekraut fort. Ein kaltes regnerisches Frühjahr, das die Insektenvermehrung hindert, wird daher für den Wuchs des Heidekrautes nicht günstig sein.

Die Erika gehört erst in den letzten Jahrzehnten zu den von den Dichtern bevorzugten Pflanzen, auch die Gartenkultur nahm sich ihrer erst spät an, wenn auch hier die Mode mitsprach und sich manchmal auch in früheren Jahrhunderten die bescheidene Heideblume großer Beliebtheit erfreute. Aber „in Gottes Garten" füllt sie doch einen wichtigen Platz aus. Wenn man die deutsche Heide wegen ihres zwar reichlichen, aber an Vielseitigkeit eben nicht reichen Pflanzenwuchses oft der Armut zeiht, so hat die Erika als der vornehmste und hauptsächlichste Schmuck der Heide das Verdienst, sich der Armut liebevoll anzunehmen, und für den Dichter ist sie das Sinnbild der Bescheidenheit, sie lebt und gedeiht dort, wo kein anderes Blümchen wachsen will und

> wird dereinst auf armer Scholle
> nur ein karges Plätzchen dein;
> laß, o Herz, das Kraut der Heide
> Beispiel dir und Lehre sein.

Dr. Alfred Sem[illegible]l.

Faru, das Nashorn.

Skizze von W. v. Bosenstein.

Im heißen Sonnenglast glüht die Massaisteppe. Es ist die schlimmste Zeit des afrikanischen Hochsommers, da die dürren Gräser dem zahlreichen Schalenwild nur dürftige Äsung bieten — dafür aber gute Verstecke für Simba, den Herrn der Nacht.

Träge dösend stehen Gnus und die von ihnen unzertrennlichen Zebras; fast braun hat der rote Staub der Steppe die streifige Decke der Tigerpferde gefärbt. Hoch im leuchtenden Blau schwimmen in weiten Spiralen nach Beute ausspähende Geier und Raubadler. Denen ist der Tisch jetzt gar üppig gedeckt, erliegt doch manch ein Stück der Wildherden dem Mangel an grünen Gräsern und lebenspendendem Naß oder wird in seiner Schwäche zur leichten Beute des streifenden Löwen.

Bald werden die Herden in Bewegung geraten, nach uraltem Wandertrieb bessere Weidegründe aufzusuchen. Unverwandt und sehnsuchtsvoll aber äugt der Leitbock eines Zebrarudels vorläufig nach einer mächtigen Schirmakazie, die einsam und majestätisch unterm Schatten ihres Daches gar viele seiner Sippe beherbergen könnte. Unruhig tritt er hin und her und schnaubt ärgerlich. Denn dort, dicht am Stamme, liegt felsblockgleich eine blaugraue Masse und schnarcht so laut, daß selbst die sehr entfernt stehenden, nicht eben aufmerksamen Büffel aufwerfend herüber äugen.

Natürlich ist es wieder einmal Faru, der alte Nashornbulle, und mit ihm ist nicht gut Kirschen essen, seitdem er einsam für sich seine Fährte zieht, weil solch widerliches — jawohl, darin sind sich alle bepelzten, geschuppten, gepanzerten und gefiederten Wesen, mögen sie untereinander auch noch so viel abzumachen haben, einig — widerliches Zweibein ihm die Gefährtin Farina wegknallte.

Wenige Fluchten entfernt ruht feist und faul Farus Freund Morro, ein verstoßener Gnubulle. Bald nach Farinas Verschwinden haben sich die beiden gefunden und so nach und nach aneinander gewöhnt.

Morro hat seine scharfen Lichter, Faru dafür einen noch schärferen Windfang, also... Dritte in diesem Bunde sind lustige Madenhacker, die sowohl auf Morros Rücken und auf dem ungeschlachten Fleischberg Faru munter umherklettern, um fleißig alles Kribbelzeug wegzufangen.

Sehr sanft sind sie bei dieser Arbeit nicht gerade — holen sie sich doch die Bremsenlarven unter der Haut hervor. Das setzt tiefe Wunden, so daß selbst die starre Schwarte des Nashorns zuckt. Aber immerhin ist es das kleinere Übel, und Afrikas Sonne heilt ganz andere Wunden als diese!

Langsam senkt sich der feurige Ball gen Westen; länger und länger werden die Schatten.

Unruhe ist über die Wildherden gekommen; sie äsen eifrig, und die Leittiere schicken sich an, ihre Rudel zu den Tränken zu führen. Übermütig springen Kälber und Füllen um ihre Mütter. Schärfer und aufmerksamer äugen und winden die Wachen, denn bald wird der erste donnernde Jagdruf Simbas ertönen.

Auch in den Nashornbullen kommt Leben. Das Schnarchen hat aufgehört; er reckt und dehnt seine urigen Glieder und richtet sich vorne empor. Gleich einem Hunde auf den Keulen sitzend, schwenkt er sein schweres Haupt mit den beiden spitzen Hörnern. Scheinbar verdrossen über den Lärm ringsum blinzeln die kleinen Lichter — dann steht er plötzlich leicht und federnd auf seinen kräftigen Läufen. Tief und behaglich grunzend scheuert er seine harte Dickhaut an der rauhen Rinde des Schattenspenders.

Morro hat das gehörnte Haupt zu ihm gewendet und sieht mit großer Aufmerksamkeit zu. Es ist doch schön und beruhigend, in Gesellschaft eines derartig hornfesten Kameraden durch den Rest eines kampf- und tatenreichen Lebens zu wandern! Gewiß, er ist auch kein weichlicher, hilfloser Gefährte, sondern ein ebenso rauflustiger wie wehrhafter Gesell — aber immerhin doch nur ein Gnu! Dazu schon ein wenig klapperig, nicht mehr so wendig und flink wie in den Tagen der Vollkraft. Faru dagegen ist noch immer unverwüstlich — und guter Laune scheint er heute auch zu sein. Das macht offenbar die brave Arbeit der Madenhacker!

Jetzt vollführt er gar einen eleganten Galopp um den Stamm der Akazie. Es sieht sogar aus, als wolle er mit Morro spielen... Der aber dankt, denn des Freundes Hörner sind selbst im Scherz gar zu rauhe Liebkosungen! Deshalb springt er ihm zunächst mit einigen schnellen Sätzen aus dem Weg, will aber dann doch kein Spielverderber sein, bäumt, geht auf die Vorderhand herunter, keilt hinten aus wie ein übermütiges Pferd, steht plötzlich wieder wie genagelt, starrt Faru an — und das Vergnügen beginnt von vorne.

Fast ohne Dämmerung sinkt die Nacht hernieder. Längst haben beide Freunde eifrig zu äsen begonnen; näher und näher dröhnt das Rollen jagender Löwen. Allenthalben klingt Weinen und Jammern der Schakale, dazwischen das gellende Gelächter streifender Hyänen. Faru wälzt sich behaglich grunzend im schlammigen Tümpel; sein Gefährte hat den brennenden Durst gelöscht und lauscht und windet nun in die Steppe.

In respektvollem Kreis um die beiden herum stehen, vor Ungeduld hin und hertretend, durstige Zebras und Antilopen; aus nicht allzu großer Ferne schallt das Trompeten der Elefanten. Bis zu deren Erscheinen müssen sie alle getrunken haben — und der ungeschlachte Riese da im Bad macht noch gar keine Anstalten, sich zu erheben! —

Da! ein Auseinanderfahren der Wartenden, der gellende Aufschrei eines Zebras, wütendes Fauchen und Knurren! Im Nu ist Faru auf den Läufen und fährt, daß Schlamm und Sand umherspritzen, einem abgeschossenen Bolzen gleich in federndem Galopp mit gesenkten Hörnern auf die Störung zu. Prustendes Schnauben — ärgerliches Knurren und Fauchen des jagenden Löwenrudels —, dann ist Freund Nashorn davon in eigentümlich hinkendem Galopp, dicht hinter ihm sein Schatten Morro.

Noch manch gellender Todesschrei, manch ersterbendes Röcheln durchbricht die Stille der Nacht. Endlich sind die Löwen gesättigt und ziehen sich irgendwo in die weite Steppe zurück. Hastig hat gerade noch ein Teil der Wildherden den Durst am Tümpel zu löschen vermocht, dann haben die massigen Rüsselträger das wenige Wasser unter allerlei Allotria in einen dickflüssigen Brei verwandelt — zahllos werden beim neuen sengenden Gang der Sonne die Opfer des Durstes sein, reich die Tafel der Aasräuber... Noch aber ist es dunkel; irgendwo im Busch krachen die Knochen der gerissenen Tigerpferde und Antilopen unter dem malmenden Gebiß der Hyänen, streiten und balgen sich winselnde Schakale um die letzten Haut- und Fleischfetzen.

Kalt streicht der Nachtwind durch die Steppe und trägt den Rauch eines Lagerfeuers heran; irgendwoher kommt Trommelrasseln, und eintönig klingt aus dem Massaikral das Singen uralter Heldenlieder.

Einer schwarzen Glocke gleich wölbt sich Afrikas Himmel. Gleißend und funkelnd ziehen die Sterne ihre Bahn, doch im Osten zuckt es wie ferner Feuerschein. Bald wird die lichte Königin des Tages alle nächtigen Geister verscheuchen — Faru aber und sein Freund Morro werden unangefochten irgendwo im Busch in tiefem, wohligen Schlummer ruhn.



Bunte Chronik



Eine Dreschmaschine, die Banknoten speit.

Daß eine Dreschmaschine außer dem Stroh plötzlich Banknoten ausspeit, kommt bestimmt nicht alle Tage vor. Leider. Umso überraschter waren einige Landarbeiter, die auf einem Felde bei Brünn mit Erntearbeiten beschäftigt waren. Auf einmal gab die Dreschmaschine neben dem Stroh mehrere Hundert-Kronen-Noten von sich. Es folgten dann zwei Fünfzig-Kronen-Scheine und zum Schluß endlich eine Brieftasche, die wohl alle die Geldscheine beherbergt und nun bloß noch einen kleinen Restbetrag aufzuweisen hatte. Zur allgemeinen Verwunderung konnte nicht sofort festgestellt werden, wer eigentlich die Brieftasche verloren hatte. — jedenfalls irgend ein Wanderer, der durch das Getreidefeld ging. Die Tasche wurde bei der Polizei hinterlegt. Der Verlierer kann sich freuen, daß die Banknoten völlig unbeschädigt aus der Dreschmaschine hervorgegangen sind.



Lustige Ecke





„Schiff ahoi! — — mein neuer Hut!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.